

„Auf keinen Fall verstecken“

Edith Moroder, Vize-Präsidentin des Vereins Alzheimer Südtirol, über die Pflege ihrer an **Alzheimer** erkrankten **Mutter**. Und wo bei künftig steigenden Zahlen der Betroffenen die großen Schwierigkeiten liegen.

Tageszeitung: *Frau Moroder, in Ihrem Buch „Im Treibsand – Leben mit Demenz“ schildern Sie die Zeit der Pflege Ihrer an Alzheimer erkrankten Mutter. War dies Ihr erster Kontakt mit der Krankheit?*

Edith Moroder: Ich hatte vorher keine Erfahrung mit dieser Krankheit. Als ich bei meiner Mutter bestimmte Symptome erkannt und die Diagnose erhalten habe, begann ich mich in die Thematik einzulesen. Zeitgleich wurde der Verein Alzheimer Südtirol gegründet, der mir zusätzlich viele Informationen lieferte. Ich wollte mit dem Buch auf die Krankheit aufmerksam machen. Die damalige Präsidentin des Vereins Alzheimer Südtirol, Ingeborg Bauer-Polo, hat mich darin bestärkt, meine regelmäßigen Notizen, die ich während der Zeit der Pflege meiner Mutter angefertigt habe, chronologisch in Form eines Buches aufzubereiten. Gleichzeitig hatte ich damit das



Edith Moroder

Gefühl, dass ich Leuten mit dem Gedanken an Pflege nützliche Informationen liefere. Zudem waren alle Bücher stets aus Sicht des Patienten geschrieben. Aus dem Blickwinkel der Betreuenden und Pflegenden gab es hingegen kaum Schilderungen.

Hatten Sie keine Bedenken, die Pflege Ihrer Mutter zu übernehmen?

Die hatte ich. Da ich aber Einzelkind bin und mein Vater kurz vorher verstorben war, gab es keine andere Lösung. Meine Mutter hat zu diesem Zeitpunkt allein in ihrer Wohnung gelebt. Eine Pflegerin habe ich nicht gefunden. Die Entscheidung, meine Mutter zu uns zu holen, hat sich also von selber angeboten. Meine Familie war einverstanden. Früher hat meine Mutter uns viel geholfen, nun waren eben wir an der Reihe und konnten ihr etwas zurückgeben.

Haben Sie Ihre Mutter bis zu de-



Foto: Symbolfoto (© 123RF.com)

rem Tod zu Hause bei sich gepflegt?

Insgesamt war sie fünfeinhalb Jahre bei uns. Als sie ständig gestürzt ist und ich es allein nicht mehr geschafft habe, sie aufzuheben, blieb nur noch die Langzeitpflege. Zum großen Glück befand sich diese in unmittelbarer Nähe unseres Hauses, so dass ich sie nach wie vor jeden Tag besuchen und mir ihr Zeit verbringen konnte.

Welche Gefühle haben Sie in der Zeit der Pflege begleitet?

Sehr gemischte. Manchmal waren die langen Tage und Nächte mühsam und am Abend war ich geschlaucht. Ehrlicherweise habe ich

„Man muss sich immer wieder überlegen und hineinfühlen, wie man in so einer Situation selbst behandelt werden möchte.“

dann ab und an auch negative Gefühle entwickelt. Aber wenn man sich zur Pflege entschlossen hat, macht man einfach weiter.

Gibt es denn auch schöne Momente, die Sie mit dieser Zeit verbinden?

Meine Mutter war bei uns in der Familie aufgehoben. Da hat es lustige Momente gegeben, da sie recht guter Dinge war: Wir haben versucht, die Dinge recht locker zu nehmen, wobei ich der Puffer zwischen mei-

ner Mutter und meiner Familie war; das heißt die unangenehmen Situationen habe ich versucht, allein mit ihr zu bewältigen und meine Familie außen vor zu lassen. Man muss einfach einige Dinge akzeptieren und nicht Prinzipien reiten. Das lohnt sich nicht mehr.

Wie gehen Sie mit dem Gedanken um, selbst an Alzheimer zu erkranken?

Man muss sich immer wieder überlegen und hineinfühlen, wie man in so einer Situation selbst behandelt werden möchte. Die Betroffenen fühlen sich trotz Alter und Krankheit konfrontiert mit Forderungen der Familie und reagieren darauf aggressiv. Stattdessen möchte man doch auch im Alter noch rücksichtsvoll behandelt werden und so lange wie möglich selbst bestimmen, was mit einem geschieht. Der Verein Alzheimer Südtirol setzt sich dafür ein, dass Betroffene sich nicht ob dieser Krankheit genieren müssen. Man sollte sich auf keinen Fall verstecken, sondern das ganze Umfeld informieren, damit man in schwierigen Situationen auf Hilfe bauen kann.

Zum 25. Geburtstag des Vereins wurde vor allem auf die vermutlich künftig stark steigenden Zahlen von Demenz hingewiesen. Braucht es dann vor allem mehr Offenheit im Umgang mit dieser Krankheit?

Sicher. Vor allem aber muss man Lösungen finden, wie die Erkrankten betreut werden können.

Alzheimer: „Ein großes Problem der Pflege ist der Personalnotstand.“

Es ist zu schauen, ob die Pflegesicherung reicht. Außer dem sozialen Problem kommt mit dem Anstieg der Betroffenen ein riesiges wirtschaftliches Problem auf uns zu, das nur mit neuen Lösungen, wie zum Beispiel verschiedenen Wohnformen zu bewältigen ist. Natürlich ist die Umsetzung mit nicht unerheblichen Kosten verbunden und vielfach ist sie aufgrund der Gesetzeslage schlicht noch nicht möglich. Die Politiker haben die romantische Vorstellung, dass die Familien diese Problematik schon irgendwie lösen werden, aber die Familienstrukturen haben sich verändert. Daher sollte man Lösungen von anderswo in Europa auf ihre Übertragbarkeit hin überprüfen.

Welche Unterstützung braucht es künftig für Pflegenden und Angehörige?

Der Verein beschäftigt sich bereits mit der Zukunft, indem er einen Sprachleitfaden entwickelt hat und an verschiedenen Handreichungen arbeitet, beispielsweise über Jungerkrankte, über Diversität zwischen Patienten und Pflegern sowie über die Pflegesicherung. Ein sehr großes Problem ist und bleibt jedoch der Personalnotstand, was sicher auch mit der schlechten Bezahlung dieser nicht leichten Arbeit zu tun hat.

Interview: Sandra Fresenius